

syrien: der preiswerteste me...



der bericht
von
rida
haddad

=
gefangener #61

inamo

dokumentation

Rida Haddad und die politischen Verhältnisse in Syrien

Eine Einführung von Jürgen Loer

Erstmals berichtet hier ein ehemaliger politischer Gefangener aus Syrien über das, was ihm während seiner 15jährigen Haftzeit widerfahren ist, oder anders und treffender ausgedrückt: über die unsäglichen Qualen, die ihm und anderen – über die Freiheitsberaubung hinaus – im Namen der syrischen Staatsführung unter dem Präsidenten Hafiz al-Asad zugefügt wurden.

Rida Haddad wurde 1954 in Beirut als Sohn einer Libanesin und eines Damaszeners geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er im Libanon, wo er in den frühen siebziger Jahren auch seine politische Arbeit aufnahm und sich der *Partei der kommunistischen Aktion* anschloß. Nachdem er 1975/76 für kurze Zeit im palästinensischen Widerstand aktiv gewesen war, studierte er in Damaskus französische Literatur und arbeitete anschließend als Journalist. Im Jahre 1979 trat er der oppositionellen *Kommunistischen Partei Syriens – Politbüro* bei, die sich 1971 von der moskau- und regimetreuen Mutterpartei abgespalten hatte und – als illegale Partei – seitdem im Untergrund aktiv ist.

Im Herbst 1980 entschloß sich dann das Regime, die Opposition ein für allemal zu zerschlagen: Rida Haddad wurde am 15. Oktober 1980 aufgrund seiner Mitgliedschaft in der *KP-Politbüro* sowie in dem parteiübergreifenden Oppositionsbündnis *Nationaldemokratische Sammlungsbewegung* verhaftet. Erst 1993 wurde er, wie zahlreiche andere Langzeitgefangene, vor dem Obersten Staatssicherheitsgericht angeklagt und in einem Prozeß, der wie all die anderen nichts von einem rechtsstaatlichen Verfahren an sich hatte, rückwirkend zu 15 Jahren Haft verurteilt.

Nach Ablauf seiner Strafe wurde Rida Haddad im Herbst 1995 entlassen. Die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen kann er jedoch nicht

mehr erleben, denn die Qualen sollten auch nach seiner Haftentlassung kein Ende haben: Wenige Wochen danach wurde bei ihm Leukämie diagnostiziert. Er hatte durchaus die Chance, diese Krankheit zu besiegen. Aber das syrische Regime unter dem Präsidenten Hafiz al-Asad sorgte mit seiner Gnadenlosigkeit dafür, daß die Diagnose Leukämie letztlich dennoch das Todesurteil für ihn bedeutete: Freunde im In- und Ausland hatten bereits alles für eine Rückenmarkstransplantation in Deutschland, die die einzige Rettung gewesen wäre, in die Wege geleitet. Gscheitert ist diese Rettungsaktion an den syrischen Behörden, die Rida Haddad – als ehemaliger politischer Häftling sämtlicher ziviler Rechte beraubt – monatelang die Ausstellung eines Reisepasses verweigerten. Erst im Mai 1996 waren sie dazu bereit, als es bereits zu spät war: Rida Haddad verstarb am 10. Juni 1996 im Französischen Hospital in Damaskus; er hinterläßt eine Frau und eine Tochter. Im Krankenhaus, in dem er die letzten Monate seines Lebens verbracht hatte, also quasi auf dem Sterbebett, schrieb er seine Erinnerungen nieder, die von Freunden außer Landes gebracht wurden und erst jetzt, da die syrischen Sicherheitsbehörden dem Verfasser nichts mehr antun können, veröffentlicht werden.

Rida Haddad ist indes nur eines von vielen tausend Opfern eines komplexen und unter Asad nahezu perfektionierten Unterdrückungssystems, das *eine*, wenn nicht *die* zentrale Stütze des Regimes ist.

Hafiz al-Asad gelangt im Herbst 1970, also vor mehr als einem Vierteljahrhundert, nach einer Serie von Machtkämpfen innerhalb des Militärs und der seit 1963 in Syrien offiziell herrschenden *Arabischen Sozialistischen Baath Partei* (Baath bedeutet soviel wie „Wiedererweckung“) durch einen unblutigen Militärputsch an die Macht. In den ersten Jahren versucht er, seine Herrschaft durch politische Reformen zu legitimieren und somit auch zu stabilisieren. Zu den wichtigsten Maßnahmen gehören die Implementierung eines Parlamentes und einer permanenten, noch heute gültigen Verfassung sowie die Gründung der *Nationalen Progressiven Front* (NPF), in die er sämtliche von ihm als „national“ und „fortschrittlich“ angesehenen politischen Kräfte integrieren will.

So sehr all diese Maßnahmen auch den Anschein einer umfassenden politischen Liberalisierung erwecken, bewirken sie doch keineswegs eine „Öffnung zum Volk“, wie Asads Innenpolitik in den ersten Jahren offiziell genannt wird. Das Parlament hat bis zum heutigen Tage keinerlei legislative Befugnisse. Die Verfassung legalisiert vor allem die außerordentlichen Machtbefugnisse des Präsidenten und ist hinsichtlich der in ihr erwähnten politischen Grundrechte Makulatur, da seit 1963 ununterbrochen der Ausnahmezustand herrscht. In der ohnehin politisch so gut wie einflußlosen NPF ist die Führungsrolle der Baath-Partei festgeschrieben, die anderen Mitgliedsparteien sind kaum mehr als Staffage.

Dennoch wandeln sich die politischen Machtstrukturen unter Asad grundlegend, wenngleich in die genau entgegengesetzte Richtung, die angesichts der Institutionalisierung und der scheinbaren Liberalisierung in den frühen siebziger Jahren hätte erwartet werden können. Gewiß, der Putsch Asads bedeutet zweifellos das Ende der seit 1963 herrschenden Parteidiktatur. Aber nicht die Diktatur wird ersetzt, sondern der Diktator: Nicht mehr die Partei, deren politisches Gewicht inzwischen gegen Null tendiert, sondern Asad übt seitdem eine Diktatur aus.

Waren zuvor Institutionen, vor allem das Militär und die Partei, die politischen Entscheidungsträger, so werden sie nach 1970 in dieser Funktion von Personen abgelöst, und das heißt im wesentlichen von einer Person: Hafiz al-Asad. Als Staatspräsident, Parteichef und Oberbefehlshaber der Streitkräfte konzentriert sich seitdem eine ungeheure Machtfülle in seinen Händen. Er allein trifft die grundlegenden politischen Entscheidungen, zu deren Umsetzung er sich keiner Institution, sondern Personen bedient. Ihre absolute Loyalität sichert sich Asad durch die Gewährung einer Vielzahl nicht nur materieller Privilegien, deren bedeutendste das Recht ist, sich über das Gesetz zu stellen und in einem nahezu rechtsfreien Raum zu leben. Asad, der große Diktator, herrscht mit Hilfe einer Vielzahl kleiner Diktatoren. Den engsten Vertrauten, oft Familienangehörigen, überläßt Asad das Kommando über eine der zahlreichen in den siebziger Jahren geschaffenen Sicherheits- und Nachrichtendienste, die sich bei seinem Bestreben, an der Macht zu bleiben, als äußerst nützlich und effektiv erweisen. Die Chefs dieser Dienste verstehen sich dabei nicht nur als politische Handlanger Asads und dienen ihm nicht nur

vom Schreibtisch aus. Sie sind sich auch nicht zu schade, an vorderster Front für ihren Gönner die Drecksarbeit zu verrichten, wie Rida Haddad zu berichten weiß: General Ali Duba höchstselbst, seines Zeichens Chef des mächtigen militärischen Nachrichtendienstes und einer der loyalsten Handlanger Asads, betätigt sich bisweilen als Folterknecht.

Die Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten wird gegen Ende der siebziger Jahre zusehends größer. Die Korruption hat derartige Ausmaße angenommen, daß ohne *bakshish* kaum ein öffentlich Bediensteter einen Finger zu rühren bereit ist; die Vetternwirtschaft blockiert den sozialen Aufstieg all derjenigen, die nicht über die entsprechenden Beziehungen verfügen; die grenzenlose Willkür staatlicher Funktionäre ist stärker als alle Gesetze und macht aus syrischen Bürgern rechtlose Untertanen; eine ökonomisch zunehmend in Bedrängnis kommende städtische Unter- und Mittelschicht muß mit ansehen, wie Repräsentanten des Regimes ihren in der Regel illegal erworbenen Reichtum hemmungslos zur Schau stellen.

Die allgemeine Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen wird vor allem durch die allesamt illegalen Oppositionsparteien artikuliert. Während die säkularistischen Parteien gewaltfrei vorgehen, wählen die islamistischen Gruppen, darunter die Muslimbruderschaft, die Option des bewaffneten Kampfes. Da sowohl Asad als auch die ranghöchsten Repräsentanten des Regimes einer religiösen Minderheit, den Alawiten, angehören, legitimieren die Islamisten ihre gewaltsame Opposition vor allem damit, daß die sunnitische Mehrheit der syrischen Bevölkerung – in ihrem Sinne also die rechtgläubigen Muslime – von der nur etwa 10% der Bevölkerung repräsentierenden Minderheit der Alawiten unterdrückt werde.

Gegen Ende der siebziger Jahre geht die islamistische Opposition gezielt dazu über, Attentate auf Alawiten zu verüben: Der spektakulärste anti-alawitische Anschlag findet im Juni 1979 statt, als in der Artillerieschule von Aleppo 81 alawitische Kadetten regelrecht hingerichtet werden. Aber nicht nur alawitische Militärs und Repräsentanten des Regimes fallen islamistischen Kommandotrupps zum Opfer, sondern auch solche, die nichts mit dem Regime zu tun haben: Ärzte, Ingenieure, Anwälte und

selbst Pfortner werden umgebracht, nur weil sie Alawiten sind; in einigen alawitischen Dörfern werden von Islamisten Bombenanschläge verübt. Allerdings sind nicht nur Alawiten das Ziel islamistischen Terrors: Im November 1981 werden durch die Detonation einer von Islamisten gelegten Bombe im Zentrum von Damaskus nach offiziellen Angaben 64 Menschen, wahrscheinlich aber einige hundert, getötet.

In dieser Situation zeigt sich, daß Asad weit mehr als ein Diktator ist: Er ist ein skrupelloser Gewaltherrscher, der um des bloßen Machterhalts willen vor nichts zurückschreckt und keine Hemmungen hat, Krieg gegen das eigene Volk zu führen: Anders kann die Reaktion des Regimes auf den wachsenden Widerstand kaum genannt werden. Nicht nur gegen die bewaffneten islamistischen Gruppen gehen fortan jene Sicherheitsdienste, die von den loyalsten Gefährten Asads kommandiert werden, blindwütig und mit äußerster Brutalität vor, sondern gegen die gesamte Opposition: Einige Berufsverbände, die 1980 aus Protest gegen die undemokratischen Verhältnisse im Lande in einen eintägigen Generalstreik treten, werden aufgelöst und viele ihrer führenden Mitglieder verhaftet.

Im Herbst 1980 zerschlägt das Regime die säkularistische Opposition, Tausende ihrer Mitglieder werden verhaftet, darunter Rida Haddad, oder müssen ins Ausland flüchten. Der Chef der *KP - Politbüro*, Ryad al-Turk, wird erst im Mai 1998 entlassen, ohne jemals angeklagt oder vor ein Gericht gestellt worden zu sein. Aber nicht nur aktive Oppositionelle fallen der Repressionsmaschinerie zum Opfer, sondern selbst jene, die der Sympathien für die Opposition auch nur verdächtig sind. Selbst im europäischen Ausland läßt Asad oppositionelle Persönlichkeiten ermorden, die zum Teil frühere Kampfgefährten von ihm sind.

Asads Handlanger scheuen auch nicht vor Massakern, selbst an der Zivilbevölkerung, zurück, von denen hier nur einige genannt werden können: Am 10. März 1980 werden etwa 100 Einwohner der Kleinstadt Jisr al-Shughur ermordet, nachdem im Ort eine regimfeindliche Demonstration stattgefunden hat. Am 27. Juni 1980 erschießen als Vergeltung für ein mißglücktes Attentat auf Asad Einheiten der *Verteidigungsbrigaden*, eines paramilitärischen Verbandes unter dem Kommando des Präsidentenbruders Rifat al-Asad, mehrere hundert im Wüstengefängnis Palmy-

ra inhaftierte politische Gefangene. Im April 1981 kommen mehrere hundert Einwohner der Stadt Hama bei einer großangelegten Durchsuchungsaktion der Sicherheitskräfte ums Leben. Im Februar 1982 schließlich geschieht das Unfaßbare: Als Teile der bewaffneten islamistischen Opposition die Stadt Hama unter ihre Kontrolle bringen können, wird die Altstadt, das Zentrum des Aufstandes, mit schwerer Artillerie in Schutt und Asche gebombt. Binnen vier Wochen kommen etliche tausend – einigen Schätzungen zufolge 10 000 – Menschen ums Leben, von denen die meisten, wie so oft, nicht aktiv an den Ereignissen beteiligt sind.

Die Niederschlagung des Hama-Aufstandes besiegelt das Ende der religiösen Opposition. Nachdem Asad bereits im Herbst 1980 seinen säkularistischen Widersachern einen entscheidenden Schlag hat versetzen können, hat er nun endlich sein Ziel erreicht. Seitdem muß er nicht mehr bangen, daß das syrische Volk offen einen eigenen Willen bekundet, einen anderen Präsidenten fordert oder gar gegen ihn auf die Barrikaden geht.

Seit mehr als eineinhalb Jahrzehnten herrscht in Syrien Ruhe: Friedhofsruhe. Für diese Friedhofsruhe, die westliche Regierungen wohlwollend „Stabilität“ nennen, bezahlt jedoch das syrische Volk teuer. Auch die weltweite und weitgehend illusorische Demokratisierungseuphorie der frühen neunziger Jahre übersteht das Asad-Regime unbeschadet. Die innenpolitische Stabilität wird von der internationalen Staatengemeinschaft gerade vor dem Hintergrund des US-gesponserten Friedensprozesses höher eingeschätzt als die Kosten, mit denen das syrische Volk diese Stabilität bezahlen muß. So ist es nicht verwunderlich, daß hinsichtlich der Menschenrechtslage nur geringer internationaler Druck auf Syrien ausgeübt wird und dabei weitgehend auch nur ein bestimmter Personenkreis im Mittelpunkt steht: Seit Asad 1992 den wenigen noch in Syrien verbliebenen Juden die Ausreise gestattet hat, wird er von seinen ausländischen Staatsgästen kaum mehr mit unbequemen Fragen belästigt, wie er es denn so mit den Menschenrechten halte.

Folglich hat sich an den innenpolitischen Verhältnissen so gut wie nichts geändert. Der Ausnahmezustand ist immer noch in Kraft, Demokratie

ist weiterhin nicht mehr als eine propagandistische Worthülse, und Menschenrechte sind immer noch nichts wert. Darüber können auch die seit 1992 angestregten Prozesse gegen politische Gefangene wie auch die seit 1990 erfolgten Freilassungen nicht hinwegtäuschen. Hierbei handelt es sich allenfalls um kosmetische Maßnahmen.

Die Prozesse, die allen rechtsstaatlichen Normen hohnsprechen, dienen nur der Legalisierung von Unrecht. Die vakanten Zellen in den syrischen Kerkern werden schnell wieder belegt, und kein Folterknecht muß Arbeitslosigkeit fürchten. Denn nach wie vor wandert ins Gefängnis und muß Mißhandlungen und Folter fürchten, wer sich kritisch über das Regime äußert oder unbequeme politische Forderungen stellt. Wenngleich sich die syrische Opposition von ihren Niederlagen 1980 und 1982 bis zum heutigen Tage nicht hat erholen können und alle Hoffnungen auf Änderung wenig mehr als illusorisch sind, haben nicht alle Syrer resigniert oder sich darauf beschränkt, sich mit den Verhältnissen zu arrangieren. Viele von ihnen nehmen große Gefahren für Leib und Leben auf sich, leben im Untergrund und kämpfen, trotz alledem, für ihre Ideale. Obwohl sie nur wenige sind und ihr Unterfangen momentan so gut wie aussichtslos ist, werden sie weiterhin verfolgt.

Verhaftungen ohne rechtliche Grundlage und Folter, oft mit Todesfolge, sind auch in diesen Zeiten nichts Außergewöhnliches, in denen viel vom Frieden in der Region die Rede ist. Die politischen Gefangenen, die aus diesen Kerkern entlassen werden, sind in der Regel physisch und psychisch gebrochene Menschen. Das „Leben danach“ ist meistens kaum mehr menschenwürdig. Einige werden in eine zweifelhafte Freiheit entlassen, von der sie kaum mehr zu erwarten haben als den Tod: Rida Hadad war einer von ihnen.

Syrien: Der Preis der Freiheit

Rida Haddad, Gefangener Nr. 61, berichtet

Wenn du morgens, bei Sonnenaufgang, die Augen öffnest, hörst du immer den gleichen Lärm, den du inzwischen schon liebgewonnen hast: Hunderte Vögel fliehen von den Plätzen, die der viel mächtigere Mensch bevölkert, zu den hochgelegenen Zellenfenstern des Gefängnisses. Aus Erfahrung wissen sie, daß die Gefangenen friedliebende Menschen sind, denen niemals in den Sinn käme, irgendwen oder irgendwas zu quälen. Für den, der niemals im Gefängnis leben mußte, mag dies lächerlich klingen; es ist aber eine Realität. In den 15 Jahren, die ich im Gefängnis verbrachte, ist mir an den Gefangenen immer wieder ihre Wertschätzung, ja mehr noch: ihre Zelebration eines jeden erlebten Augenblicks natürlichen Lebens aufgefallen, ihre Passion für alles und ihre Sehnsucht nach allem, was natürlich und lebendig ist und sich bewegt. Ich liebe den Lärm der Vögel, weil er mich fühlen läßt, daß die Gesetze der Natur stärker sind als die Regierungen und die Verantwortlichen und stärker als jene Kräfte, die die Natur zerstören wollen.

Ich fahre mit der Hand durch mein zerzaustes Haar und schaue dabei durch die glatten Metallgitter vor dem engen und hochgelegenen Zellenfenster. Sie berühren fast das Dach. Ich suche auf dem Gitter nach jenen kleinen fliegenden Wesen und entfliehe auf diese Weise, wengleich nur für wenige Sekunden, dem immer gleichen Einerlei, bis ich die friedvollen Vögel nicht mehr sehen kann.

Ich suche die Morgenröte. Gleichzeitig spüre ich ein Würgen im Hals, weil ich meine Rituale nicht mehr ausüben kann, die ich als Teil meines normalen Lebens betrachtete und denen ich mich von Zeit zu Zeit hinzugeben pflegte: dem langen Meditieren über den Untergang der Sonne und ihr tägliches Erstrahlen. Dieses Ritual übte ich immer mehrere

Tage hintereinander aus; ich fühlte dann eine angenehme sanfte Betäubung, die bis in mein von diesem Genuß ganz aufgeregtes Herz und bis in meinen von der Ruhe verwirrten Kopf vordrang, eine Ruhe, die in sich den prächtigen Anblick der Schöpfung und die Phantasien vereinte, die dieser Augenblick gebiert. Ich war mit mir wieder im Reinen und erlangte wieder mein seelisches Gleichgewicht.

Im Gefängnis sah ich die Morgenröte das erste Mal nach etwas mehr als vier Monaten. Ich konnte mich kaum beherrschen, ich weinte vor Qual und vor Glück und fühlte Wogen der Freude und des Glücks in mir aufsteigen. Ich starrte die Morgenröte an, und ihre überwältigende Schönheit ließ mich erbeben. Ich sprach mit der aufgehenden Sonne, flüsterte ihr etwas zu, und meine Augen sagten ihr: „Ich sehe dich und werde dich noch viele Male sehen.“

So trug es sich wirklich an einem frühen Februarmorgen des Jahres 1981 zu, nach vier Monaten Haft. Einige bringt so etwas in Verlegenheit, andere betrachten dies als eine übertriebene Sinnlichkeit. Ich aber sage ganz einfach, daß es Ausdruck ist der von den Gefangenen empfundenen Liebe zum Leben, der Größe der Schöpfung Mensch sowie der Achtung der Menschenwürde, des Lebens und aller Kreaturen, welcher Gattung auch immer. Dies geht so weit, daß sich ein Mitgefangener einmal sogar gegen das Töten von Mäusen aussprach, obwohl sie uns großen Schaden zufügten.

Ein anderer entwarf einen Plan, den er mit erstaunlicher Beharrlichkeit in die Tat umsetzte: Er verwandelte einen Quadratmeter des Gefängnishofes in einen Blumengarten, indem er den Betonboden mit kleinen Nägeln aufkratzte, darauf Essensreste verteilte und andere Gefangene dazu überreden konnte, Rosensamen einschmuggeln zu lassen. Nach fünfmonatiger ununterbrochener Arbeit war ihm endlich Erfolg beschert. So wurde dieser Flecken Beton „Yusufs Garten“ genannt, andere gaben ihm den Namen „Yusufs Traum“, und Yusuf selbst taufte ihn „Garten der Freiheit und der Hoffnung“. Glaubt mir: Bei jedem Hofgang hatten wir das Gefühl, unser Blumengarten sei der schönste Garten der Welt.

Auch nachdem ich schon viele Jahre im Gefängnis zugebracht hatte, schloß ich jeden Morgen, selbst wenn er für mich erst mittags begonnen hatte, die Augen und sandte Grüße an meine kleine Tochter, die ich das letzte Mal gesehen hatte, als sie gerade einmal sieben Wochen alt war. Ich küßte ihre Wangen, ihre Stirn, ihre Hände, ihre Füße, und ich spielte mit ihr. Dann küßte ich die Wangen meiner Frau. Oft versuchte ich, ganz früh und in dem gleichen Moment aufzustehen, in dem, wie ich wußte, das Leben in meinem Haus begann, damit ich mir vorstellen konnte, was meine Frau und meine Tochter gerade in diesem Augenblick machten.

Dieses Ritual hielt ich im Gefängnis mehrere Jahre bei. Denn wir durften während der ersten drei Jahre unserer Haft keinen Besuch unserer Familie empfangen. Danach drohte uns ständig ein Besuchsverbot. In der Zeit der größten Seelennot konnten unsere Familien uns nur zwei- oder dreimal für jeweils höchstens dreißig Minuten besuchen. Anfangs fanden die Besuche immer in einem Raum statt, in dem wir durch ein Metallgitter von unserer Familie getrennt waren; außerdem postierte sich Wachpersonal zwischen die Gefangenen und die Besucher. Uns war es nicht erlaubt, unsere Familienangehörigen, ja noch nicht einmal unsere Frauen oder Kinder, auch nur zu berühren.

Nachdem wir in das Zivilgefängnis Adra überführt worden waren, konnten mehrere Gefangene gleichzeitig Besuch empfangen, aber das bloße Berühren unserer Familienangehörigen und das Umarmen unserer Kinder blieben weiterhin streng untersagt. Manchmal, meistens an Feiertagen, machten wir es um unserer Kinder willen sowie aus tiefer Empfindung und aus leidenschaftlicher Zuneigung trotzdem. Wir überwandten sogar unseren Widerwillen und baten den Gefängnisdirektor hin und wieder darum, unsere Kinder umarmen zu dürfen; mal wurde es uns erlaubt, mal nicht. Das verletzte unseren Stolz und demütigte uns, so daß es viele vorzogen, eine solche Bitte nicht noch ein zweites Mal zu stellen. Dutzende von uns haben während der gesamten Haftzeit nicht ein einziges Mal ihre Kinder berühren können.

Die drei verschiedenen Gefängnisse, in denen ich im Verlauf der 15 Jahre einsaß, unterscheiden sich nur unwesentlich hinsichtlich ihres Elends, das in dem einen mörderisch, im zweiten etwas geringer und im dritten noch so gerade erträglich ist. Das erste Gefängnis, das in der Zitadelle von Damaskus gelegen ist, nannten wir „Die siebte Hölle“, die im Koran und dem Alten Testament erwähnt wird, oder auch „Unterwelt“ in Anlehnung an die griechische Mythologie, in der diese „Unterwelt“ als „Todeswelt“ beschrieben wird.

Ich werde euch von dieser „Unterwelt“ und den anderen Gefängnissen berichten, in denen wir nach dem Willen der Mächtigen unseres Landes leben sollten – oder sterben, nur weil wir unsere Stimmen erhoben hatten und über die Bedeutung der Gesetzesherrschaft sprachen, über die Gewaltenteilung, über die Aufhebung des Ausnahmezustandes und der Notstandsgesetze, über die uns vorenthaltenen Bürgerrechte, über die Gedanken- und Pressefreiheit, über das Recht auf freie Meinungsäußerung ... Darüber nämlich hatten wir in unseren einfachen Publikationen gesprochen, die wir heimlich unter das Volk bringen mußten. Das Schlimmste daran ist, daß das Verbot der Herrschenden, unsere Meinung frei zu äußern, gegen die von ihnen selbst geschriebene Verfassung verstößt.

Liebe Leser, ich sage euch, daß wir keinen Aufruhr verursacht, sondern uns nur zu Themen geäußert hatten, die einen jeden betreffen. Das brachte mir und meinen Freunden eine Strafe von 15 Jahren ein. Während der ersten vier Jahre zwängten sie uns in die mehr als eintausend Jahre alte Zitadelle von Damaskus, jene „Siebte Hölle“ oder „Unterwelt“, die im östlichen Stadtzentrum liegt und aus gewaltigen Steinblöcken errichtet wurde. Wir, das heißt so ungefähr 60 Gefangene, wurden in einem der Türme untergebracht, in dem man sich in die Zeit der Ayubiden oder der Mamluken zurückversetzt glaubt. Ich weiß nicht, warum mich dieses Gefühl und jenes, im Bauch der Geschichte zu leben, überkam, denn Bogengänge, Gewölbe, Nebengelasse waren im Laufe der letzten hundert Jahre verschandelt worden, um einen Teil der Zitadelle in eine Militärgarnison zu verwandeln und in ein Gefängnis, in dem die Söhne des Landes dahinsiechen. In keine der Zellen kommt tagsüber Sonnenlicht. In dem Turm, in dem wir untergebracht waren, gibt es noch nicht

einmal Luftöffnungen; außerhalb der Zellen sind im gesamten Turm, dessen Gesamtfläche mehrere hundert Quadratmeter beträgt, lediglich vier kreisrunde Öffnungen vorhanden, deren Durchmesser jeweils kleiner als 30 cm ist. Die Feuchtigkeit, die aus den edlen historischen Fundamenten nach oben steigt, kriecht bis in die Knochen.

Wenn mitten am Tag der Strom ausfiel, zündeten wir Kerzen an, damit wir in den Gängen des Turms umhergehen konnten, dessen Tor für uns von 8 Uhr morgens mal bis 11 Uhr, mal bis 15.00 Uhr geöffnet war. Sehnsüchtig wartete ich immer auf das Öffnen des einzigen Gittertores, um in den Hof gehen und frische Luft atmen zu können. Denn im Turm stank es nachts und teilweise auch tagsüber wie in einem Viehstall, da die Erbauer der Zitadelle offenbar eine tiefe Abneigung gegen Frischluft und Sonnenlicht gehegt hatten: überall Essensgeruch, Gestank nach schmutziger Wäsche und nach Urin von mehr als sechzig Männern. Diesen dunklen Ort nannten die älteren unter uns Gefangenen „Kühlschrank“ oder „Höhle“ nach jener Koransure, die von Höhlenmenschen berichtet, die sich dreihundert Jahre lang in einem tiefen Schlaf befanden: Sie wurden von den Engeln Gottes wiedererweckt, damit sie sehen konnten, was sich inzwischen so alles verändert hatte. Und dies sagte uns nichts anderes als: Wer einmal in den Turm kommt, verläßt ihn nie wieder.

Kann sich jemand vorstellen, daß mehr als 60 Männer eine einzige Toilette benutzten? Morgens, nach dem Aufstehen, mußten wir mehr als eine, manchmal sogar zwei Stunden vor der Toilette warten. Jeder Gefangene konnte zweimal wöchentlich für jeweils nur 5 Minuten das Bad benutzen, da in ihm nur Platz für eine einzige Person war. Zwar hatten rechtskräftig Verurteilte politische Gefangene ein paar Rechte, wie, zum Beispiel, mindestens einmal pro Woche für eine angemessene Zeit ein Bad zu nehmen. Wir aber waren nicht von einem Gericht verurteilt, sondern bloß festgenommen worden, und hatten folglich dieses Recht nicht: Seit 1970 war nämlich kein politischer Gefangener mehr vor ein Gericht gestellt worden.

Ich erinnere mich der ersten drei Jahre und der Versuche seitens der Gefängnisverwaltung, uns „Neulinge“ von jenen „alten“ rechtskräftig

verurteilten Gefangenen zu isolieren: Sie hatten nämlich noch andere „Privilegien“ als die Badbenutzung, von denen auch wir, die wir lediglich Festgenommene waren, indirekt profitieren konnten. So durften wir mehrere Monate lang keine Zeitung beziehen, noch nicht einmal die offiziellen syrischen, und fünf Jahre lang durften wir sogar keine Bücher lesen. Unsere Bitte, Bücher aus der Gefängnisbibliothek ausleihen zu dürfen, wurde immer wieder abgeschmettert. Aber immerhin war es jenen „älteren“ Gefangenen erlaubt, Zeitungen zu beziehen und Bücher zu lesen, die sie uns dann unter Umgehung des Verbots ausliehen. Mit der Isolation dieser zwei Gefangenengruppen wollte die Gefängnisverwaltung dieses Verbot durchsetzen, was ihr jedoch nicht gelang, da es nur einen Hof und eine Gemeinschaftszelle gab, wo uns die Mißachtung des Kontaktverbots leicht fiel. Die Angelegenheit erledigte sich schließlich ganz friedlich von selbst.



Unter solchen Umständen lebst du in einer Welt, der du gar nicht angehörst. Schon die Gebäude in dieser fremden Welt sind bizarr, seien es nun die der Damaszener Zitadelle oder die eines modernen Gefängnisses mit seinen langen Gängen und seinen relativ weitläufigen Höfen. In dieser fremden Welt mit ihrer bizarren und unabänderlichen Konstruktion leidet unweigerlich die Psyche. Im Gefängnis schwindet deine Individualität, die du langsam vollends verlierst. Du wirst ein Nervenbündel, du hast nicht immer deine Sinne beieinander, du hast kaum irgendwelche Rechte.

Du bist, in welchem Gefängnis auch immer, absolut dem Temperament und der Laune nicht nur des Gefängnisdirektors ausgeliefert, sondern auch des unbedeutendsten Wärters. Die meisten Offiziere der Sicherheitsdienste sagten uns immer wieder voller Zynismus und Verachtung: „Ihr redet von Rechtsansprüchen, aber ihr habt keine Rechte. Unser Wille ist das einzige Recht.“ Dies sagte man uns, als wir Beschimpfungen, Beleidigungen und grausamer Behandlung ausgesetzt waren und einige Mitgefangene, besonders in den Gefängnissen Shaikh Hasan und Adra, zuweilen geschlagen wurden. Eines Tages wurde ein Gefangener wütend und sagte: „Wieso haben wir Pflichten, wenn wir keine Rechte haben?“

Wieso erwähnen die syrischen Gesetze und sogar die Gefängnisverordnungen Rechte von Gefangenen? Ihr haltet euch an nichts!“ Daraufhin schrie ihn der Offizier, ein Major, an: „Die Gesetze können mich am Arsch lecken!“

Die Angehörigen der Sicherheitsdienste, auch die Offiziere, stammen nur selten aus einer Stadt, sondern meistens aus ländlichen Gegenden Syriens, die lange Zeit von der Stadt und der Zivilisation mehr oder weniger isoliert waren. Zudem neigen diese Leute nach ihrer Rekrutierung in den Sicherheitsapparat manchmal dazu, uns politische Gefangene sehr böseartig und niederträchtig zu behandeln. Einige verhalten sich so, weil sie aus bestimmten Gegenden stammen oder bestimmten religiösen Gemeinschaften angehören, andere, weil sie Angst vor den Machthabern haben und ansonsten Schwierigkeiten mit ihnen befürchten. Um ihre Loyalität zu dem Sicherheitsdienst, für den sie arbeiten, unter Beweis zu stellen, ersinnen sie immer wieder Schikanen für die Gefangenen. Mit fortschreitender Zeit und zunehmender Erfahrung mit dem Gefängnisleben mußten wir feststellen, daß wir fest mit Stricken am Schicksalsrad, am Rad dieser Höllenqualen, angebunden waren.

Unser politisches Bekenntnis war nur eine Motivation, uns zu unterdrücken. Ähnlich der Fehlplanung bei den großen Stadtvierteln unserer Hauptstadt Damaskus ist das Problem bei den Gefängnissen einfach das Fehlen sowohl einer Verwaltungsordnung als auch von Verwaltungsbestimmungen, so daß Terror und individuelle Willkür herrschen. Gefängniswärter und Gefangene gehören oft verschiedenen Religionsgemeinschaften an, so daß die aufgrund unterschiedlicher politischer Überzeugungen bestehenden Gegensätze noch weiter verschärft werden. Als Folge davon werden die Gefangenen von den Gefängniswärtern nicht alle gleich behandelt. So behandelt ein Wärter einen Gefangenen, der der gleichen Religionsgemeinschaft angehört, freundlich, während er Strenge walten läßt bei einem Gefangenen aus einer anderen Gemeinschaft. Das war ein wirkliches Problem, unter dem wir sehr zu leiden hatten. Wir waren quasi vogelfrei und konnten jederzeit und aus dem geringsten Anlaß beschimpft, beleidigt und geschlagen werden. Dieser Zustand änderte sich erst 1989, als uns das Schicksal einmal wohlgesonnen war und uns einen Offizier als neuen Gefängnisdirektor sandte, der nicht um sei-

nen Kopf fürchtete oder vielleicht ein Günstling des Regimes war; zur gleichen Zeit ordneten die Sicherheitsdienste eine bessere Behandlung der politischen Gefangenen an.

Im August 1984 wurden wir ins Shaikh-Hasan-Gefängnis überstellt, dem schlimmsten Verhörzentrum der politischen Sicherheitsdienste im Land. Das kleine zweistöckige Gebäude, in dessen vorderem Teil die Verwaltung untergebracht ist, erstreckt sich entlang der Mauer des städtischen Friedhofs; in jedem Stockwerk gibt es einen sogenannten „Gemeinschaftsraum“ und 14 Gemeinschaftszellen. Nach unserer Überführung in dieses Gefängnis hatten wir das Gefühl, wir wären gerade erst inhaftiert worden und müßten wieder ganz von vorne anfangen. Die uns später in der Zitadelle gewährten Vergünstigungen, wie der Besitz eines kleinen Radios sowie der Bezug einer lokalen Zeitung und einiger literarischer Zeitschriften, wurden uns nun wieder entzogen.

Trotz der vielen Kranken unter uns durften wir noch nicht einmal unser Essen von außerhalb des Gefängnisses „kaufen“, d. h. Wärter mit dem Kauf beauftragen, obwohl wir das Essen und die „Dienstleistung“ des Wärters natürlich bezahlt hätten. Wir entbehrten sogar die Möglichkeit, auf dem Hof frische Luft zu schnappen: Es gab nämlich schlicht und einfach keinen Hof, sondern zwischen dem Gefängnisgebäude und der Gefängnismauer lediglich eine Art Passage, die kaum breiter als einen Meter und für einen Hofgang ungeeignet war. Erst nachdem wir mehrmals darauf gedrängt und anschließend sogar mit Hungerstreik gedroht hatten, wurde uns morgens und nachmittags je ein fünfzigminütiger „Hofgang“ erlaubt. Darauf mußten wir allerdings ein ganzes Jahr lang warten; andere Mitgefangene, die schon länger im Shaikh-Hassan waren, hatten sogar drei Jahre ohne Hofgang ausharren müssen.



Was für deine Nerven eine unerträgliche Qual ist, was die in deinem tiefsten Innern schlummernden Ängste immer wieder aufsteigen läßt und was dir das Gefühl gibt, du würdest vor ohnmächtiger Wut ersticken: die besonders des nachts aus den Verhörzimmern bis in unsere Zel-

len dringenden Schreie der Gefolterten ... das Geräusch durch die Luft surrender Kabel und Stöcke, die auf Menschenfleisch treffen ... die bestialischen Schreie, die dein Innerstes zerreißen. So manches Mal konnte ich diese Schreie voller Schmerzen und Qual nicht ertragen. Dann zitterte und weinte ich, obwohl es sich jede Woche mehrmals wiederholte. Das Schlimmste aber für mich war, als man eines Tages eine Frau folterte: Es war, als ob man mich in Stücke zerschlagen würde.

In solchen Momenten schwiegen wir stundenlang, blickten uns stumm an oder mieden den Blick der anderen. In diesen Augenblicken hofften wir immer, daß man unseren Gesichtern nicht die Schmerzen, die Furcht und die Demütigungen ansehen möge. Einmal beschwerten wir uns beim diensthabenden Offizier über die Folterungen. Er wunderte sich darüber und wies die Beschwerde mit den Worten zurück: „Aber ich bitte euch, wir sind hier doch nicht in einem Land, in dem man uns sagen kann, was wir zu tun haben. Wir sind hier nicht in Schweden und auch nicht in der Schweiz.“

Die Gemeinschaftszellen sind etwa vier mal fünf Meter groß. Einen Teil der Fläche nutzten wir zur Lagerung von Lebensmitteln, die wir in Holzkisten aufbewahrten. Einen anderen Teil der Zelle von etwa einhalb Quadratmetern Größe benutzten wir als Waschküche und Kochecke. In der Mitte wärmten wir unser Essen auf einem uralten Kerosinkocher auf. In diesem, von etwa 40 Personen bevölkerten Raum verbrachten wir Tag für Tag mehr als 22 Stunden. Unsere Schlafplätze hatten gerade mal eine Breite von 30 cm. Je unerträglicher diese Situation für uns wurde, desto größer wurden auch die Spannungen unter uns, die sich oft heftig entluden. Solche Konflikte gingen zwar in der Regel nicht über Beschimpfungen hinaus, führten aber dennoch hin und wieder zu tätlichen Auseinandersetzungen. So etwas geschah in den ersten fünf bis sieben Jahren selten, aber mit der Zahl der in Gefangenschaft zugebrachten Jahre kam es immer öfter zu solchen Vorfällen, besonders nachdem sich Gerüchte über mögliche Freilassungen als haltlos entpuppt hatten und Wochen sinnloser Hoffnung vergangen waren. Die Gefangenen reden dann immer seltener miteinander, ihre Verwirrung

nimmt stetig zu, bis sie schließlich aus den wichtigsten Anlässen einen Nervenzusammenbruch erleiden; aber im Handumdrehen beruhigt man sich auch wieder.

Aber nicht jeder kann dies alles so einfach wegstecken, nicht jeder kann mit seinen Ängsten umgehen. So führt dann die lange Gefangenschaft manchmal zu psychischen Störungen wie Zwangsvorstellungen, allgemeinen emotionalen Krisen oder Angst vor anderen Personen, bei denen es sich dann meist um Mitgefangene, seltener um Wachpersonal handelt. Diese Ausfallerscheinungen sind noch relativ harmlos und gehen mit der Zeit vorüber; aber auch ernsthafte psychische Erkrankungen wie Schizophrenie traten immer wieder auf.

Nicht immer ist man sich dessen bewußt, wenn die Abneigung gegenüber dem Anderen wächst und wenn man beginnt, dem Anderen alle erdenklichen Bosheiten zuzufügen. Solche Situationen hat es bei einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen immer wieder mal gegeben. Ich glaube, auf diese Weise entluden sich die unter der Bedingung der Repression aufgestauten Aggressionen.

Das Shaikh-Hasan-Gefängnis konnten wir erst verlassen, nachdem wir für unsere Überführung in das Damaszener Zentralgefängnis Adra in einen Hungerstreik getreten waren, den wir fünf Monate lang vorbereitet und an dem sich 110 Gefangene beteiligt hatten. Man drohte, uns zu mißhandeln und in das berühmte Wüstengefängnis von Palmyra zu überstellen; einige Gefangene wurden in Einzelzellen isoliert. Aber wir gaben nicht nach, denn ein weiteres Jahr im Shaikh-Hasan eingepfercht zu sein wie in einem Viehstall, hätte, dessen waren wir gewiß, unweigerlich den Tod zur Folge gehabt oder hätte zumindest dazu geführt, daß wir uns unheilbare Krankheiten zugezogen hätten. Die große Zahl Gefangener, das uns trotz der vielen Kranken auferlegte Verbot, Lebensmittel kaufen oder mitbringen zu lassen, das Verbot, Bücher, Zeitschriften und Zeitungen zu beziehen, solange wir nicht in ein anderes Gefängnis überführt werden: Das alles machte das Leben unerträglich. Nach zwei Tagen Streik versprach man uns, sich um das Problem zu kümmern, so daß wir ihn abbrachen. Der mit uns verhandelnde Major hatte uns sogar gesagt, daß wir Recht hätten. Zweieinhalb Monate, nachdem

wir den Hungerstreik beendet hatten, wurden wir schließlich ins Zentralgefängnis Adra überführt.

In diesem Gefängnis begann ein neuer Abschnitt. Wir bekamen ein paar Privilegien, in deren Genuß eigentlich nur „normale“, d. h. nicht-politische, Gefangene kamen. So gab es dort eine allgemeine medizinische Abteilung und eine Zahnarztpraxis; auch durften in jeder Gemeinschaftszelle ein Fernsehgerät und ein Radio aufgestellt werden. Und zum ersten Mal nach fünf Jahren erhielten wir Schreibzeug. Unsere Freude darüber war sehr groß. Wir vergaßen fast, daß wir menschliche Wesen waren und daß wir eigentlich das natürliche Recht auf viel mehr als diese Kleinigkeiten hatten, nämlich auf Freiheit, auf die Wiederherstellung unserer Würde durch die Anerkennung unserer Rechte als Menschen.

Ein arabisches Sprichwort besagt: „Wer niemals vom Leimtopf gekostet hat, weiß nicht, wie Leim schmeckt.“ Wenn der Mensch selbst die alltäglichsten und kleinsten Dinge entbehren muß, wenn er sich an Orten befindet, die keinerlei Bezug zur menschlichen Seele haben, und wenn er aller Dinge, selbst seines Namens, beraubt ist und nur noch eine Nummer ist, dann empfindet er jeden Augenblick, in dem er eine noch so unbedeutende Sache wiedererlangt, als ein gütiges Lächeln des Schicksals und fühlt die Kraft des Lebens in seinem Körper.

Und genau dies geschah mit uns während der ersten Wochen in dem vom übrigen Gefängnis vollkommen isolierten Trakt für politische Häftlinge. Allmählich aber wurde uns klar, daß die für die Politischen zuständige Gefängnisverwaltung auf uns einen steten psychischen Druck ausüben wollte. So provozierten Wärter hin und wieder Konflikte mit uns, um gegen uns dann irgendwelche Strafen verhängen zu können, wenn Gefangene sich weigerten, den Wärtern Essen zu holen und zu servieren oder die Korridore und Zimmer des Verwaltungstraktes zu putzen.

Solch ein vollkommen nichtiger Anlaß war, daß sich eines Tages einer von uns weigerte, den Müll der Verwaltung und der Wärter auf den Sammelplatz zu tragen. Daraufhin schlugen Wärter mit Fäusten auf ihn ein, ohrfeigten ihn, traten mit den Füßen nach seinem Kopf, in sein Gesicht

sowie in andere Körperteile und sagten: „Willst du uns wohl zu Diensten sein, du Hundesohn, du Sohn einer Nutte? Wirst du uns gefälligst die Schuhe lecken und sie mit deinem Gesicht polieren?“ Dann setzten sie ihn in einen Autoreifen, schlugen ihn auf bestialische Art und Weise mit Kupferkabeln auf seine Fußsohlen und beschimpften ihn dabei. Man befahl ihm, den Schreibtisch in einem Büro zu wischen; aber auch dies weigerte er sich zu machen: „Ich bin nicht euer Diener, und ihr könnt mich nicht zwingen, gegen meinen Willen irgendeine Arbeit zu tun.“ Er bezahlte seinen Widerstand teuer: Eine Woche lang wurde er täglich zwei Stunden lang gefoltert. Er wurde beschimpft, getreten und geschlagen; bevor und während sie ihn schlugen wurde sein Körper mit kaltem Wasser übergossen, ohne daß sie ihr Ziel erreichten. Bis heute befindet sich unser Mitgefangener immer noch im Gefängnis Muhiaddin.

Nach diesem Vorfall begriffen wir, daß sie bei uns auf gar keinen Fall so etwas wie Genugtuung über das durch den Streik Erreichte aufkommen lassen wollten. Sie wollten vielmehr bei uns jeglichen Optimismus, jeglichen Widerstandsgeist und jegliche menschliche Würde vernichten. So bemächtigte sich unser eine schwere Depression und eine tiefe Traurigkeit. Wir hörten wieder die Schreie und fühlten die Schmerzen unseres gefolterten Mitgefangenen, als ob er nach unserer Hilfe schrie. Wir konnten ihm aber nicht helfen, weil die Gefängnisverwaltung die Gefangenen unter ungeheuren Druck setzte und immerfort damit drohte, uns in das Palmyra-Gefängnis zu überstellen. Wir hatten alle noch das Massaker in diesem Gefängnis vor Augen, das sich im Sommer 1980 abgespielt und mit dem Tod von mehr als tausend wehrlosen Gefangenen geendet hatte. Die Erinnerung daran war in den Tiefen unserer Seelen lebendig. Viele Offiziere der Staatssicherheit drohten immer wieder mit der Verlegung nach Palmyra, sobald sie bemerkten, daß wir nach einer Verbesserung unserer Situation strebten und minimale Rechte für uns als menschliche Wesen einforderten.

Ich will an dieser Stelle nicht über die Zustände im Palmyra-Gefängnis schreiben; das haben schon andere getan. Ich habe viele schreckliche Dinge darüber gehört, die sowohl mein Intellekt als auch mein Gefühl erst dann glauben wollten, nachdem ich schon mehrere Jahre schlimme Erfahrungen im Gefängnis gesammelt hatte. Wie ist es möglich, daß Men-

schen zu bloßen Objekten für die schlimmsten körperlichen und seelischen Folterungen verkommen, daß man sie verhungern läßt, daß täglich eine große Zahl von ihnen auf absurde Art und Weise getötet wird, und das alles vollkommen grundlos? Und genau dies geschah in Palmyra. Nicht Dutzende, sondern Hunderte Personen erzählten uns dies, die nach 1985 nach und nach aus Palmyra zu uns kamen und in ihrer Mehrheit ein klares Bild von den dortigen Zuständen zeichneten. So mußte ein Offizier nur den Namen „Palmyra“ erwähnen, um bei uns eine unerträgliche und fürchterliche Seelenqual auszulösen. Viele Mitgefangene, die über längere Zeit geschlagen, beschimpft und gedemütigt wurden, hatten schwere Alpträume und wachten morgens voller Grauen auf, schrien, weinten, wurden mehrere Minuten lang von hysterischen Anfällen heimgesucht, bekamen Krämpfe und zitterten, als ob sie einen starken Stromstoß erhalten hätten. Vielen Mitgefangenen ist solches widerfahren; einige wurden psychisch schwerkrank wie unser Gefährte Mustafa al-Husain, der trotz Fürsprache einer zivilen medizinischen Kommission nicht in die Freiheit entlassen wurde.

Solche Nervenzusammenbrüche und vorübergehenden hysterischen Anfälle kamen immer wieder vor. Nächtliche Alpträume hatten einige regelmäßig, andere nur zeitweise. Es ist entsetzlich und grauenvoll, wenn man sich vor Augen führt, den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen zu müssen, nur weil die Mächtigen machen, was ihnen paßt. Wie kann eine menschliche Seele all diese Qualen ertragen, ohne daß man vor Schmerzen erbebt und schreit?

In den Jahren 1986 und 1987 wurden unsere Lebensmittelrationen drastisch gekürzt. Wir bekamen täglich nur noch drei kärgliche Mahlzeiten. Unser Frühstück bestand aus 50 Gramm Marmelade, einem Ei und ein paar Oliven, unser Mittagessen war teilweise ekelerregend und die wöchentlichen Fleischrationen beliefen sich auf etwa 60 Gramm pro Kopf. Als Abendessen erhielten wir zwei gekochte Kartoffeln oder ein Ei oder 50 Gramm Süßspeise oder einen Klecks Kichererbsenmus oder einige Saubohnen. Unsere tägliche Brotration belief sich auf drei Fladen von insgesamt maximal 350 bis 400 Gramm. Aufgrund dieser zwei Jahre andauernden Nahrungskrise wurden unsere körperlichen Abwehrkräfte derart geschwächt, daß im Gefängnis Infektionskrank-

heiten epidemiehaft um sich griffen. Mehrmals baten wir um Erlaubnis, daß wir unser Essen außerhalb des Gefängnisses kaufen und daß unsere Familienangehörigen Lebensmittel mitbringen dürften. Aber erst Ende 1987 wurde uns dies gestattet, nachdem sich der Gesundheitszustand besonders derjenigen, die am Magen-Darmtrakt erkrankt waren, derart verschlechtert hatte, daß sie das Gefängnisessen nicht mehr vertrugen.

In den Wintermonaten lagen wir in Decken eingehüllt in unseren Betten, um uns vor der Kälte zu schützen. Die Räume waren zwar mit Heizungen ausgestattet, die aber mangels Brennstoff oft nicht funktionierten. So war es kein Wunder, daß unter diesen Umständen des öfteren eine Grippewelle unter den Gefangenen grassierte.

Immer wieder wollte uns die Gefängnisverwaltung in eine Situation manövrieren, in der es darum ging, unsere Moral zu brechen und uns unter Druck zu setzen, und die ich daher unbedingt zu vermeiden suchte: Ein Offizier der Verwaltung bot uns die Haftentlassung an, falls wir uns schriftlich dazu verpflichteten, uns aus der Parteiarbeit zurückzuziehen, uns jeglicher politischer Aktivitäten zu enthalten und mit dem Sicherheitsapparat zusammenzuarbeiten. Die einen lehnten dies ab, andere gingen darauf ein. Und tatsächlich wurden Gefangene, die auf diese Bedingungen eingegangen waren, in die Freiheit entlassen; im Jahre 1984 waren es fünf, und 1991 waren es gar 70% aller Gefangenen des Adra Gefängnisses. Aber es kam auch vor, daß Gefangene trotz ihrer Verpflichtungserklärung nicht entlassen wurden. Wenn so etwas geschah, war die Atmosphäre im Gefängnis immer sehr angespannt. Unter den Gefangenen kam es dann zu Auseinandersetzungen, und eine feindselige Stimmung griff um sich.



Das Gefängnis ist unser Zuhause: Dieser Erkenntnis konnten wir uns nicht verschließen. War uns doch nach jahrelanger Haft klargeworden, daß wir diesen Ort erst dann werden verlassen können, wenn bedeutende lokale, regionale oder internationale Umwälzungen stattfänden. Wir versuchten daher von Anfang an, so etwas wie Ordnung in unser Zu-

hause zu bringen: Wir verwalteten sorgfältig unsere Angelegenheiten, um die alltäglichen Streitigkeiten um das Bettzeug, um die Reinigung der Zelle und um die Frage, wer welchen Teil der Gemeinschaftszelle benutzen darf, zu mindern. Ein anderes Problem war die Beschaffung der notwendigen Utensilien für die Reinigung der gemeinschaftlich benutzten Einrichtungen wie der Toilette, des Waschbeckens, des Fußbodens, des Korridors und des Hofes. Die Kosten für all diese Dinge und für andere gemeinsam genutzte Dinge wie Glühlampen, Stromkabel, den Elektroboiler für heißes Wasser, Besen, Putzlappen und Schrubber mußten wir selbst tragen, und nicht etwa die Gefängnisverwaltung. Wie sollten wir den Hof nutzen und wie die Zeiten einteilen für diejenigen, die Sport treiben oder einfach nur herumgehen wollten? So etwas verlangt nach Diskussion, Organisation und Kontrolle, und regelmäßig hielten wir Versammlungen ab, bei denen jede Gemeinschaftszelle einen Delegierten stellte.

Die Gemeinschaftszellen sind elf Meter lang und sechs Meter breit; normalerweise waren darin 25 Gefangene untergebracht, für einige Monate allerdings sogar 40 Personen. Und alles mußte organisiert werden: der Schlaf, das Aufstehen, Einhaltung von Ruhestunden tagsüber, das Übernehmen von Aufgaben, Essensverteilung, Spülen des Geschirrs, der Einkauf, das Geld usw. Aber nicht nur das gemeinschaftliche Leben in den Zellen, sondern auch das in den Trakten mußte organisiert werden, in denen jeweils eine gemeinsame Kasse eingerichtet wurde, um die allgemeinen Unkosten decken zu können. Diese Art der Organisation unseres Alltagslebens und der Beziehungen zwischen uns reduzierte nicht nur die Spannungen erheblich, wenngleich es hin und wieder schon einmal aufgrund der verschiedenen Temperamente zu Meinungsverschiedenheiten kam, sondern trug auch erheblich zu einer beachtlichen Solidarität unter uns bei.

Ich werde niemals meine Mitgefangenen vergessen, die infolge der erlittenen Folter zu Tode kamen wie unser Gefährte Abd al-Razaq Abazaid, der einer Lungenentzündung erlag, die er sich während seiner Verhöre zugezogen hatte. In deren Verlauf war er immer wieder geschlagen, mit kaltem Wasser übergossen und dann in eine mit Eiswasser gefüllte Wanne gelegt worden und hatte anschließend mehrere Tage ohne Decke in

seiner Zelle zubringen müssen. Zwei oder drei Monate nach diesen Folterungen starb er.

Im hohen Alter von 67 Jahren verstarb Shaikh Abu Salim al-Masri im achten Jahr seiner Gefangenschaft. Sein einziges Vergehen war, daß ein Sohn von ihm von den Sicherheitsbehörden gesucht wurde: Als Angehöriger der Familie al-Masri wurde der Shaikh mitsamt zwei anderen Kindern, zwei Brüdern, zwei Schwiegersöhnen und einem Neffen als Geisel für seinen gesuchten Sohn gehalten. Er starb ruhig und in Würde nach einem Herzanfall, den er im Jahre 1990 erlitt.

Abd al-Majid Abu Shalah, Elektroingenieur aus Aleppo, wurde 1980 verhaftet, nachdem einige Berufsverbände, darunter derjenige der Ingenieure, ein Kommuniqué veröffentlicht hatten. Nachdem man bei ihm Darmkrebs diagnostiziert hatte und sich sicher war, daß keine Hoffnung auf Heilung bestehen würde, wurde er 1989 aus der Haft entlassen. Zwei Monate später starb Abd al-Majid Abu Shalah.

Ahmad Rajab, ein Führungsmitglied der nasseristischen Volksorganisation, erlag einem Herzinfarkt. Er war vom Gefängnis Idlib in die Verhörabteilung des Sicherheitsdienstes nach Damaskus verlegt worden, in der er mehrere Stunden zubrachte. Da zuvor Freunde von ihm aus den Gefängnissen Idlib und Aleppo entlassen worden waren, hatte auch er auf seine Freilassung gehofft. Er war daher vollkommen konsterniert, als ihm ein Oberst mitteilte, daß er vor das Oberste Staatssicherheitsgericht gestellt würde. Er geriet in Panik, bedeutete dies doch, daß er als Vater von fünf Kindern, die seit seiner Inhaftierung im Jahre 1986 in Armut leben mußten, seine Arbeit verlieren würde.* Wenige Stunden nach seiner Einlieferung in das Gefängnis Adra starb Ahmad Rajab. Wir bekamen ihn nie zu Gesicht, da wir zu dieser Zeit – nach mehreren Freilassungen im Dezember 1991 – streng isoliert wurden: Wir hatten keinen Hofgang, durften zwei Monate lang keine Besuche empfangen, und jeglicher Kontakt von Zelle zu Zelle war strengstens verboten.

Ich habe bisher noch nicht über meine Verhaftung und die Verhöre berichtet. Die Erinnerung daran ist sehr schmerzhaft und bitter, sie läßt in mir die Demütigung, die Schande und die Seelenqualen wiedererstehen. Du wirst zu einem Nichts, und sie versichern dir auf ihre Weise dauernd, daß du nur eine Nummer bist, die nicht nur aus ihren Listen, sondern in ihrer weltlichen Existenz jederzeit ausradiert werden kann, wann immer sie wollen. Ich war die Nummer 61, wie ich nach meiner Rückkehr aus dem Krankenhaus in die Verhörabteilung erfuhr. Im Krankenhaus hatte ich sieben Tage zugebracht, zwei davon bewußtlos auf der Intensivstation. Der Grund dafür waren schlicht die Verhöre, die ich mit verbundenen Augen und an Füßen und Beinen gefesselt über mich ergehen lassen mußte. Zunächst verhörte mich General Hisham Bakhtiar, dann General Ali Duba, Chef des nahezu allwissenden militärischen Nachrichtendienstes. Er sagte zu mir: „Gib uns die Informationen, die wir wollen, und du kannst wieder nach Hause und zu deiner Arbeit gehen. Du bist Journalist und ein Intellektueller, wir wollen dir nichts tun.“ Bei diesen Worten erinnerte ich mich meiner Verhaftung und mußte trotz meiner Angst heimlich lächeln: Mir kamen die Worte der fünf mit Kalaschnikow Bewaffneten in den Sinn, die mir seinerzeit die Augen verbunden, meine Hände gefesselt und mich dann abgeführt hatten: „Wir wollen dir kein Leid zufügen.“

Ich versicherte Ali Duba mehrmals, daß ich über keine der gewünschten Informationen verfügen würde: „Ja, ich bin Anhänger der ‚Kommunistischen Partei – Politbüro‘ und unterstütze ihre politische Linie; das bedeutet aber nicht, daß ich auch die Informationen habe, die sie von mir wollen.“

Dann begann die Phase der höllischen Folterungen, an deren Folgen ich bis an das Ende meines Lebens leiden werde. Zwar sind die physischen Schäden, die ich davontrug, nur teilweise von dauerhafter Natur; die seelischen Schäden jedoch werde ich niemals überwinden können.

Nachdem man mir sämtliche Kleidung ausgezogen hatte, wurde ich an den Armen an einem Eisenträger aufgehängt, so daß mein Körper etwa ein Meter über dem Boden schwebte. Meine Augen waren mit einem schwarzen Tuch verbunden. Ich wurde mit Faustschlägen in den Leib

und, in Höhe der Nieren, in den Rücken traktiert. Wie lange ich dort hing, weiß ich nicht mehr; ich erinnere mich aber noch genau der furchtbaren Schmerzen in den Muskeln und in den Achselhöhlen. Ich schaukelte in der Luft hin und her, bekam Krämpfe, schwitzte ungemein und verlor dann das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, begann der nächste Folterzyklus. Sie schlugen mit Kabeln meine Füße, bis sie enorm angeschwollen waren. Dabei stellten mir die beiden Offiziere immer wieder die gleichen Fragen, und ich antwortete immer wieder: „Ich besitze keine Informationen, die euch nützen könnten.“ Und dann wurde ich erneut ohnmächtig.

Als ich das Bewußtsein wiedererlangte, war ich an einen Stuhl gefesselt. Meine Unterschenkel waren nach hinten gebogen, so daß meine Knie nach vorne zeigten; zusätzlich waren meine Beine auf eine Art und Weise festgebunden, die mir, der ich durch die Tortur geistig vollkommen verwirrt war, bis heute schleierhaft ist. Die ganze Zeit über blieben meine Augen verbunden, außerdem renkte sich mein Hüftgelenk aus.

General Bakhtiar nahm einen harten flachen Gegenstand und schlug mit ihm heftig auf meine Knie. Dann beschimpfte er mich auf das niederträchtigste, wobei er sich einer äußerst ordinären und obszönen Sprache bediente: „Du Hund, du Tier. Du bist Ungeziefer, das ich mit meinen Füßen zermalmen werde. Du Hurensohn, ich werde deine Schwestern und deine Frau ficken!“ Und dann schlug er mich wieder, und ich gab wieder dieselbe Antwort. Die Beschimpfungen Ali Dubas waren natürlich wesentlich „subtiler“, was nicht verwundert, war er doch, immerhin, der Chef. Er begann mich mit seinen Fäusten zu schlagen und mich zu treten; dann sagte er: „Mein Gott, was bist du für ein Hund, du Hurensohn. Wenn du nicht gestehst, gehe ich zu deiner Frau, dieser Nutte, ziehe sie nackt aus und vögele sie ...“ Mir wurde schwindlig, und ich spürte ein heftiges Verlangen, dieser Bestie mitten ins Gesicht zu kotzen.

Wieder verlor ich das Bewußtsein und kam zu mir, um mich ausgestreckt auf dem Boden liegend wiederzufinden. An meinen Fingern und an meinen Füßen hatten sie Stromdrähte befestigt. Während ich so auf dem Boden lag, der naß war, begann der Strom durch meinen Körper zu flie-

Ben. General Bakhtiar stand neben meinem Kopf; da ich auf dem Rücken lag, konnte ich auch Ali Duba für einen kurzen Augenblick durch einen Spalt unter dem schwarzen Tuch sehen, das meine Augen verband. Er trug eine Seidenhose und hatte ein Bein auf das andere gelegt; er rauchte eine dicke Zigarre und hielt in seiner Hand ein Glas Whisky. Dies konnte ich wirklich sehen, während die Stromstöße durch meinen Körper jagten und mich erbeben ließen. Die Schmerzen zerfetzten jede einzelne Zelle meines Körpers, besonders in meinem Kopf. Dann hörten sie wieder für einen Moment auf, um mir die immer gleichen Fragen zu stellen. Anschließend übergossen sie mich mit Wasser und versetzten mir wieder Stromstöße.

Ich weiß nicht, wie lange ich dieser Folter ausgesetzt war. Während der letzten Folterrunde konnte ich die Schmerzen nicht mehr ertragen. Mein Kopf war eine brennende Kugel, ich glaubte, in Stücke gerissen und vernichtet zu werden. Mein Kopf zerbarst fast vor Schmerzen, die nicht aufhörten, durch meine Adern zu strömen. Verzweifelt erhob ich meinen Kopf und schlug ihn mit aller mir noch verbliebenen Kraft gegen den Fußboden. Daraufhin hielten sie ihn fest und beschimpften mich. Ali Duba wurde vor lauter Ärger, die Informationen, die ich sowieso nicht besaß, nicht erhalten zu haben, zornig; er bearbeitete meinen Kopf und meinen Hals heftig mit Tritten und stieß seine Schuhspitze in meine Kehle. Dann sagte er wütend: „Ich will deinen Tod, du Zuhälter, du Hurensohn. Du willst als Held sterben? Ich werde dir deinen Wunsch erfüllen. Stirb, du Strichjunge, du Sohn einer Nutte!“ Ich mußte mir Beschimpfungen gefallen lassen, die ich niemals zuvor in meinem Leben von einem Menschen hatte anhören müssen. Dann nahm er einen Bambusstock und schlug damit auf meine sämtlichen Körperteile ein. General Bakhtiar assistierte ihm dabei und schlug mich mit einem Kupferkabel. Schließlich verlor Ali Duba vollends die Beherrschung, zerbrach den Stock, nahm von Bakhtiar das Kabel und schlug vollkommen hysterisch auf mich ein, bis ich wiederum das Bewußtsein verlor.

Ich kam in einem Krankenhaus zu mir, das ich nicht kannte und in dem ich sieben Tage blieb. Später erfuhr ich, daß es sich um das Krankenhaus von Damaskus-Mezze gehandelt hatte. Danach kam ich in die in

diesem Stadtteil gelegene Verhörabteilung; dort brachte ich 15 Tage in einer extrem engen unterirdischen Zelle zu, in der sich 55 Menschen zusammendrängten. Wir wußten nicht, wann Tag, wann Nacht war. Unsere Augen waren des Tags und des Nachts verbunden, unsere Hände 24 Stunden lang gefesselt. Die Wärter, die alle paar Stunden abgelöst wurden, waren bei uns in der Zelle und hatten Kupferkabel, mit denen sie uns schlugen, sobald einer, entgegen dem ausdrücklichen Verbot, mit seinem Nachbarn zu reden versuchte. Alle saßen wir dichtgedrängt, Körper an Körper; wer sich hinreißen ließ, an seinen Nachbarn auch nur einen Laut zu richten, oder wer versuchte, seine Augenbinde etwas zu verrutschen, wurde mit Schlägen, Fußtritten und Beschimpfungen bestraft.



Rida Haddad im Krankenhaus kurz vor seinem Tod.

Ich selbst nahm das alles gar nicht so richtig wahr, weil mich mein gesamter Körper derart schmerzte, daß ich ohne Hilfe weder stehen noch die paar Meter zur Toilette gehen konnte, um meine Notdurft zu verrichten. Ich konnte mich aber nicht entleeren, da ich unter akuter Verstopfung litt. Zwei Wochen lang hatte ich keinen Stuhlgang. Die Folge war, daß ich mir Risse im After zuzog, die im Laufe der fünfzehn im Gefängnis verbrachten Jahre immer größer wurden und mir unsägliche Schmerzen bereiteten. Nachdem ich nach und nach das Bewußtsein wiedererlangt hatte, mußte ich feststellen, daß eine Hand teilgelähmt war. Ich konnte mit den Fingern noch nicht einmal ein Sandwich oder ein Glas Wasser halten, sondern mußte solche Dinge mit meiner ganzen Hand packen. Die Lähmung hielt ungefähr zehn Monate an, dann erst klang sie langsam ab. Die Folterungen hatten bei mir auch einen Meniskusriß im rechten Knie verursacht, der Anfang 1993 in einem Regierungskrankenhaus operiert wurde.

Vierzig Tage nach meiner Haftentlassung wurde bei mir Leukämie diagnostiziert. Ich hatte das Gefängnis verlassen, und hatte es dennoch nicht verlassen: Die mir dort zugefügten Martern waren bis in mein Blut eingedrungen und hatten es vergiftet. Meine Seele aber schreit immer noch nach Freiheit, Würde und Gerechtigkeit.

■ *Rida Haddad*

Übersetzt aus dem Arabischen: Jürgen Loer

* *Anmerkung des Übersetzers:* Eine Verurteilung hat nach der Entlassung aus dem Gefängnis – die jedoch auch nach Ablauf der Haftdauer nicht immer erfolgt, wie einige Beispiele zeigen – die Entziehung der sogenannten zivilen Rechte zur Folge, darunter z. B. das aktive und das passive Wahlrecht. Auch dürfen diese quasi offiziell „anerkannten“ ehemaligen politischen Gefangenen nicht im öffentlichen Dienst arbeiten und verlieren nicht nur eine eventuell vor der Gefangenschaft dort ausgeübte Arbeit, sondern auch ihre sämtlichen Rentenansprüche ohne Erstattung der Beiträge.

Mit freundlicher Unterstützung von *medico international e.V.*,
Frankfurt/Main

Impressum

1. Auflage 1998

Copyright by Informationsprojekt Naher und Mittlerer Osten e.V.

Dahlmannstr. 31, 10629 Berlin

Umschlag: Thomas Kroh

Verlag Das Arabische Buch, Horstweg 2, 14059 Berlin

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik

Druck: CM Druckherstellung & MedienService

Printed in Germany

ISBN 3-86093-188-1